



Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg
Fakultät für Geistes-, Sozial- und Erziehungswissenschaften

Institut für Soziologie

Johannes Angermüller

Zur Methodologie einer textpragmatischen
Diskursanalyse. Felder symbolischer Produktion
von französischen Intellektuellen 1960 bis 1984.

Arbeitsbericht Nr. 12

Internet-Fassung

Dezember, 2001

ISSN-1615-8229

Zur Reihe der Arbeitsberichte

Die „Arbeitsberichte“ des Instituts für Soziologie versammeln theoretische und empirische Beiträge, die im Rahmen von Forschungsprojekten und Qualifikationsvorhaben entstanden sind. Präsentiert werden Überlegungen sowohl zu einschlägigen soziologischen Bereichen als auch aus angrenzenden Fachgebieten.

Die Reihe verfolgt drei Absichten: Erstens soll die Möglichkeit der unverzüglichen Vorabveröffentlichung von theoretischen Beiträgen, empirischen Forschungsarbeiten, Reviews und Überblicksarbeiten geschaffen werden, die für eine Publikation in Zeitschriften oder Herausgeberzwecken gedacht sind, dort aber erst mit zeitlicher Verzögerung erscheinen können. Zweitens soll ein Informations- und Diskussionsforum für jene Arbeiten geschaffen werden, die sich für eine Publikation in einer Zeitschrift oder Edition weniger eignen, z. B. Forschungsberichte und –dokumentationen, Thesen- und Diskussionspapiere sowie hochwertige Arbeiten von Studierenden, die in forschungsorientierten Vertiefungen oder im Rahmen von Beobachtungs- und Empiriepraktika entstanden. Drittens soll diese Reihe die Vielfältigkeit der Arbeit am Institut für Soziologie dokumentieren.

Impressum:

Magdeburg: Otto-von-Guericke-Universität

Herausgeber:

Die Lehrstühle für Soziologie der Fakultät für Geistes-, Sozial- und Erziehungswissenschaften an der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg

Anschrift:

Institut für Soziologie der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg
„Arbeitsberichte des Instituts“
Postfach 41 20
39016 Magdeburg

Sämtliche Rechte verbleiben bei den Autoren und Autorinnen.

Auflage: 150

*Redaktion: Prof. Dr. Barbara Dippelhofer-Stiem
Prof. Dr. Heiko Schrader*

Anmerkung:

Ein Teil der Publikation ist im Internet abgelegt unter <http://www.uni-magdeburg.de/isoz/publ/Arb.htm>

Schutzgebühr: DM 5,-

*Herstellung: Dezernat Allgemeine Angelegenheiten
Sachgebiet Reproduktion*

Zur Methodologie einer textpragmatischen Diskursanalyse. Felder symbolischer Produktion von französischen Intellektuellen 1960 bis 1984.

Johannes Angermüller

Einleitung: Theory und die posthermeneutische Wende der Geisteswissenschaften

Mein Dissertationsprojekt zielt auf eine Diskursanalyse der Kontroversen und Auseinandersetzungen, die im Gefolge des Aufstiegs der sogenannten „sciences humaines“ in den 60er und 70er Jahren von französischen Intellektuellen geführt worden sind. Aus Platzgründen muß ich an dieser Stelle auf eine detaillierte Darstellung der historischen Hintergründe und die Vorstellung konkreter Textanalysen verzichten. Im Mittelpunkt der folgenden Ausführungen steht die differenztheoretische Methodologie der diskursanalytischen Vorgehensweise. Der folgende Vortrag wird das Problem meiner Dissertation in zwei Schritten umreißen: Während ich im ersten Teil auf die textanalytischen Voraussetzungen eingehe, zielt der zweite Teil auf eine Theorie der Bedingungen symbolischer Produktion. Zunächst möchte ich jedoch einige Anmerkungen zu dem Hintergrund des zugrundeliegenden differenztheoretischen Instrumentariums machen und die Differenz zu den geläufigen hermeneutischen Zugängen herausarbeiten.

Um eine kurze Standortbestimmung vornehmen, möchte ich darlegen, auf welchen Annahmen sich die meisten hermeneutischen Ansätze stützen. So orientiert sich die Objektivität hermeneutischer Erkenntnis an der je spezifischen Wahrheit des vorliegenden Gegenstands, die als das Eine seines Wesens begriffen wird. Mit Blick auf dieses erkenntnistheoretische Primat von Identität gegenüber Differenz gründet die Hermeneutik in antiken Erkenntnis- und Empirievorstellungen. Für die an Platon anschließende Tradition bezeichnet *empeiria* ein Erfahrungsverständnis, das auf der Ausforschung eines inneren Seelenlebens aufbaut. Die höhere Objektivität eines Gegenstands begründet sich demnach in seinem Wesen, an dem man im Sinne von *empeiria* innerlich teilhaben kann. Das hermeneutische Erkenntnismodell stützt sich genau auf diesen Empiriebegriff und postuliert den Text als einen Sinnausdruck, der von einem bestimmten seelischen Innenleben zeugt. Hermeneutische Verfahren zielen auf die Erschließung der spezifischen Seele eines Texts, die diesen als Ausdruck eines objektiven Einen ausweist. Hermeneutisches Verstehen bezeichnet einen Prozeß der interpretativen Erschließung von Texten, der bestimmte Annahmen über das sinnkonstitutive Vermögen des Subjekts und den sinnhaften Aufbau der Welt voraussetzt. Wie der Text ein tieferes Sinneine ausdrückt, so sind dem verstehenden Subjekt innere

Wesensattribute, universale Sinnkräfte bzw. innere Identitätskonstanten eigen, die es als eine in sich geschlossene Objektivität auszeichnen.

Seit dem späten 19. Jahrhundert geht die Hermeneutik nach der Relativierung des europäischen Weltbilds nicht mehr von der Universalität einer Sinn- und Vernunftordnung der Welt bzw. einer alles übergreifenden Weltseele aus. Sie relativiert den Geltungshorizont des sinnhaften Universums und bezieht Sinn auf abgeschlossene Regionen der Welt, die als Sinnprovinzen eines je besonderen Eines gehandelt werden. Hermeneutisches Verstehen bezeichnet den Prozeß des Eintretens eines Subjekts in eine solche Sinnregion. Texten kommt hierbei die Aufgabe zu, den interpretativen Prozeß des verstehenden Subjekts zu leiten, eine innerliche Einheit mit dem Sinnlichen herzustellen und dieses Eine sinnhaft zu rekonstruieren. Das *telos* hermeneutischen Verstehens ist eine Art Seelenwanderung sinnhafter Substanz zwischen dem hermeneutischen Objekt und dem verstehenden Subjekt (für einen Überblick vgl. Ferraris, 1997).

Das Projekt einer differenztheoretischen Diskursanalyse, dessen Umriss ich im folgenden andeuten will, muß in der Differenz zu dem hermeneutischen Primat der Identität begriffen werden. Das grundlegende diskursanalytische Prinzip des Vorrangs von Differenz über Einheit markiert eine Position, die den spontanen Widerstand der sich hermeneutisch definierenden Disziplinen hervorruft. Seit Paul de Mans folgenreicher Erschütterung der alteuropäischen Literaturwissenschaft (de Man, 1979) hat es sich eingebürgert, das Objekt dieses Widerstands *Theory* (oder *High Theory*) zu nennen, was den Vorteil hat, daß man nicht Gefahr läuft, sich mit dem lästigen P-Wort herumzuschlagen. Um also unfruchtbare Diskussionen über das Für und Wider der Postmoderne zu vermeiden, ziehe ich es vor, die textwissenschaftliche Wende, die sich in den letzten 25 Jahren vollzogen hat, mit *Theory* zu bezeichnen und mein eigenes Projekt in den Kontext der zwei zentralen Hinterlassenschaften zu positionieren, die *Theory* dem interdisziplinären Diskurs mitgegeben hat. Zum einen – und das dürfte eher banal sein – hat *Theory* durch die Generalisierung differenztheoretischer Textmodelle den geisteswissenschaftlichen Kosmos geordneter Disziplinen, universaler Werte und ontologischer Erkenntnis dezentriert und entessentialisiert. So hat *Theory* durch eine rigorose Kritik der geisteswissenschaftlichen Einheits- und Identitätsmetaphysik die Geistes- auf Textwissenschaft umgestellt. Die Aufwertung der Materialität des Texts gegenüber Signifikat, Realität und Ontologie ermöglichte nicht nur rigorose Textlektüren, sondern auch die Entmystifizierung der „westlichen“ Tradition des Primats von Einheit, Identität und Sein. Zum anderen – und das ist eine nicht weniger folgenreiche Konsequenz von *Theory* – ist wissenschaftliche Beobachtung nun selbst zu einem Objekt wissenschaftlicher Beobachtung geworden. Im Gefolge von *Theory* hat Wissenschaft ihre interpretative Autorität und neutrale Beobachterposition verloren, und es wird zunehmend gefragt, nicht *was* der *Beobachtete* ist, sondern *wie* der *Beobachtende* repräsentiert, konstruiert, schreibt. Gayatri Spivak (1988) bringt diese methodisch-reflexive Wende der Geisteswissenschaften auf den Punkt, indem sie die Krise der Repräsentation in zweifacher Hinsicht definiert. Für Spivak bezeichnet *representation* nämlich sowohl das methodische

Problem der *Darstellung* von Welt durch Text als auch das politische Problem der *Vertretung* des gesellschaftlichen Subjekts durch den wissenschaftlichen Beobachter. Es geht also nicht mehr nur um das, was erforscht wird, sondern insbesondere auch darum, wer wie erforscht (vgl. Clifford und Marcus, 1986) – oder in den Worten von Roland Barthes: nicht transitives Schreiben ist was *Theory* auszeichnet, sondern intransitives Schreiben (1994).

Die differenztheoretischen Grundlagen der Diskursanalyse

Wenn das diskursanalytische Vorgehen, das ich im folgenden vorstellen möchte, der methodisch-reflexiven Problematik von *Theory* Rechnung tragen soll, dann muß die für das hermeneutische Textverständnis konstitutive Unterordnung von Methodologie unter Ontologie korrigiert werden. Während die Hermeneutik den interpretativen Gegenstand als abgeschlossene Ordnung sinnhaften Seins begreift, der es sich methodisch anzunähern gilt, basieren post-Foucauldianische Diskursanalysen auf dem Vorrang von Methodologie über Ontologie. Der diskursanalytische Gegenstand ist also nur als Produkt methodischer Konstruktion zu denken; einen ontologisch bestimmten Gegenstandsbereich, der die Methodologie definieren würde, gibt es nicht. Sinn gründet auf keinem seelischen Innenleben, in das man sich hineinfühlen könnte, sondern läßt sich als ein Effekt von Oppositionen, Grenzen und Differenzen verstehen. Wenn in der Diskursanalyse die Methodologie ihre dienende Rolle gegenüber Ontologie aufgegeben hat, dann lautet die Frage, die gestellt werden muß, nicht: wie sich der Gegenstand methodisch erschließen läßt, sondern wie die Methode ihren Gegenstand erzeugt.

Diese Aussage wäre nur skandalös, wenn eine spezifische Weltregion, etwa die der Wissenschaft, ein Monopol auf den richtigen methodischen Zugang beanspruchen könnte. Ein solches Monopol gibt es aber nicht. Das Primat der Methodologie gründet auf der methodisch-operativen Konstitution von Text und Welt. Demnach müssen alle Gegenstände, die sich durch Unterscheidungen konstituieren, im Sinne von *methodos* (gr. „über den *Weg* der Untersuchung“) in der Zeit produzieren lassen. Da Gegenstände nur durch den operativen Vollzug von Unterscheidungen erzeugt werden können, bedeutet dies, daß grundsätzlich jeder Gegenstand als methodisches Produkt gefaßt, also auf bestimmte Operationen von Differenzen zurückgeführt werden kann. Nur ein Gegenstand, der sich ohne Grenzen definiert, würde eine Existenz jenseits der Methode beanspruchen. Einen solchen Gegenstand gibt es aber nicht. Jeder Gegenstand wird erst durch die Ziehung einer Grenze zu anderen Gegenständen zu einem Gegenstand.

Dieser eher banale Gedanke, daß sich jedes Piep erst in der Differenz von allen Nicht-Pieps konstituiert, steht am Ausgangspunkt der strukturalen Linguistik. So begreift das linguistische Modell Ferdinand de Saussures jede sprachliche Äußerung A grundsätzlich in der Differenz zu einem Möglichkeitsraum nichtaktualisierter Äußerungen B, C, D usw. Die elementare Operation der strukturalen Linguistik besteht also in dem Vollzug einer Differenz zwischen Aktualität und Potentialität. In der Saussureschen Terminologie bezeichnet *parole* zeitlich vollzogene (bzw. aktualisierte) Sprache, *langue* dagegen nicht-zeitlich vollzogene

(bzw. *potentiale*) Sprache (Saussure, 1985). Seit Louis Hjelmslev kann die *langue* als der Horizont *potentialer* Lösungen mit dem Terminus des „Sprachbaus“ übersetzt werden (1974). Der Horizont sprachlich möglicher Differenzen braucht der linguistisch kompetenten Sprecherin nicht „bewußt“ vorzuliegen. Der Sprecherin muß lediglich das Vermögen eigen sein, auf Basis der sprachbauspezifischen Regeln die jeweiligen Lösungen operational zu aktualisieren.

Doch stellt der Sprachbau keine vorgängig existierende „Tiefenstruktur“ dar, die von der „Oberfläche“ tatsächlich gesprochener Sprache ausgedrückt wird. Genauso wenig darf der strukturalistische Text als ein Behälter verstanden werden, dessen positiv gegebene „Formen“ einen latenten „Inhalt“ bergen. Diese verbreiteten essentialistischen Mißverständnisse bestimmen die Rezeption der strukturalen Linguistik seit langem. Möglicherweise kann als Grund für die Schwierigkeiten der Rezeption gelten, daß der Begriff der *parole* einen Vorrang gesprochener Sprache nahelegt. Um aktual vollzogene Sprache unabhängig von der Art der Aktualisierung zu bezeichnen, spricht man in der Linguistik heute daher statt von *parole* von Diskurs und Text. Diskurs soll im folgenden in diesem linguistischen Sinn als das vollzogene sprachliche Produkt der Differenz von Aktualität und Potentialität verstanden werden. Ein Diskurs ist insofern Diskurs, als er sich von einem Horizont nicht realisierter Möglichkeiten aktual abhebt. Im Gegensatz zum Sprachbau, der immer abstrakt-potential im Hintergrund verbleibt, bezeichnet Diskurs den Aspekt von Sprache, mit dem wir es empirisch zu tun haben.

Eine Diskursanalyse analysiert also Texte als Systeme aktual vollzogener Differenzen. Texte können demnach ausschließlich als Formen betrachtet werden, deren Inhalte von den Oppositionen produziert werden, die den Text organisieren. Kein Element eines solchen Systems ist positiv bzw. vorgängig gegeben; es existiert grundsätzlich in seiner Differenz zu allen anderen Elementen. Wenn dieses strukturelle Textmodell keinerlei diskursstiftenden Ursprung postuliert, der außerhalb dieses Spiels der Differenzen steht und diese fundiert, dann gilt dies auch gerade für die Funktion des Autors eines Texts. Kein Textinhalt ist auf die Einheit eines Autors, eines Bewußtseins, eines Subjekts reduzierbar; jeder Inhalt ist notwendig ein Produkt von Differenz. Ein Text, der mit den Markierungen einer Autorinstanz operiert, ist demnach nur möglich, weil „ich“ erst durch die Unterscheidung von „du,“ „er“ und allen anderen Elementen des Texts konstituiert wird.

Gegenüber den Einwüfen von Hermeneutik und Bewußtseinsphilosophie begnügte sich die strukturelle Linguistik lange Zeit mit diesem Hinweis auf die differenztheoretische Konstitution aller Elemente des Texts. Da alle linguistischen Phänomene, auch die der Subjektivität, als Produkte dessen gelten müssen, was sie nicht sind, war zwar ein rigoroses nicht-essentialistisches Analyseinstrument gefunden. Man beraubte sich aber auch der Möglichkeit, das Problem der Subjektivität als ein spezifisches Problem der Linguistik anzugehen. Die Kritiker der strukturalen Linguistik konnten daher leicht einwenden, daß diese es versäumte, die Rolle von Sprechern, von Sprechsituationen und von konkreter Zeitlichkeit zu berücksichtigen.

In den 1970er Jahren wurde die strukturalistische Grundunterscheidung von Sprachbau und Text jedoch durch eine wichtige auf Émile Benveniste zurückgehende Unterscheidung von Enunziation und Enunzats ergänzt, was die Möglichkeit eröffnete, das Problem der Subjektivität auch strukturalistisch zu betrachten (vgl. Kerbrat-Orecchioni, 1980). Die strukturalistische Theorie der Enunziation schließt somit eine wichtige Lücke, und zwar ohne hinter die differenztheoretischen Errungenschaften des Strukturalismus zurückzugehen. Die Theorie der Enunziation kann direkt von der Unterscheidung zwischen Potentialität und Aktualität abgeleitet werden, denn die Differenz zwischen Potentialität und Aktualität kann ja nur als Differenz in der Zeit (d.h. als Operation) gedacht werden. Diese zeitliche Differenz von Sprachbau und Text geht durch einen Moment hindurch, in dem der Horizont sprachlicher Möglichkeiten in eine aktual vollzogene Lösung umschlägt. Die Berücksichtigung der enunziativen Ebene zeigt, daß für die strukturelle Linguistik Diskurs kein zeitloses Sprachgebilde ist, das abstrakten Gesetzmäßigkeiten folgt. Der Diskurs wird vielmehr in einer bestimmten Situation aktualisiert, vollzogen und gebraucht. Die Theorie der Enunziation interessiert sich also für den Gebrauch von Sprache – ein Interesse, das seit den 80er Jahren unter dem Stichwort der pragmatischen Wende der strukturalen Linguistik breit diskutiert worden ist. Die Pragmatik, um die es hier geht, hat nichts mit interagierenden Subjekten zu tun, deren intentionale Handlungen als sinnhafte Spuren in den Text eingehen. Es geht vielmehr um das, was Umberto Eco eine „Textpragmatik“ genannt hat (1997: 47ff.). Eine textpragmatisch informierte Diskursanalyse trägt somit dem Umstand Rechnung, daß Texte ihren eigenen zeitlichen Vollzug reflektieren können.

So arbeitet der Text, den Du, liebe LeserIn, liest, etwa damit, daß alles, was bisher gesagt wurde, vorbei ist. Dies hat zum einen die praktische Konsequenz, daß das bisher Gesagte nicht noch einmal gesagt werden muß und daher als „Wissen“ der LeserIn unterstellt werden kann. Zum anderen kann der Text sich dem bisher Gesagten aber auch nicht entziehen und muß sich der Tatsache stellen, daß er das bisher Gesagte nicht wiederholen *kann*. Denn alles, was der Text sagt, ist in dem Moment, in dem er es sagt, neu, und zwar solange, bis der Moment seiner Realisierung (bzw. die „Enunziation“) vorbei ist. Die Wiederholung eines in der Vergangenheit gesagten x_1 kann daher nicht wieder ein x_1 sondern muß ein x_2 sein – ein x also, das sich von x_1 dadurch unterscheidet, daß x_1 vor x liegt: oder anders ausgedrückt, der Unterschied liegt darin, daß nur für x_2 x_1 antezedent ist.

Der Begriff des Enunzats unterstreicht, daß der Strukturalismus nicht, wie oft unterstellt, mit abstrakten Sätzen operiert, die etwa im Sinne einer grammatikalischen Normativität nur in einem zeitlichen Vakuum existieren (Ducrot, 1984). Die Linguistik, und erst recht eine textpragmatische Diskursanalyse, hat es vielmehr mit *zeitlich realisierten* Sätzen, also Enunzaten zu tun. Im Gegensatz zu Sätzen, denen ein Bedeutungssubstanz zugeschrieben werden muß, die alle Wiederholungen unbeschadet überdauert, kommt jedes Enunzats nur exakt einmal vor und kann nur *einen einzigen* Punkt auf der Zeitachse markieren. Während Sätze beliebig wiederholt werden können, muß jedes wiederholte Enunzats ein neues Enunzats zeitigen. Wenn die Enunziation eine sprachlich-materiale Form realisiert, dann befindet sich

diese sofort in einem Kontext. Das Konzept des Enunziats setzt also voraus, daß Bedeutung erst durch die Verbindung von Form („Satz“) und linguistischem Kontext entsteht.

Enunziation wird von Benveniste als die Enaktierung („mise en fonctionnement“) eines Enunziats im Kontext einer bestimmten Enunziationssituation definiert (Benveniste, *PLG I* 1966, *PLG II* 1974). Hier ist zu betonen, daß der Enunziator, der die Enunziation ausführt, ohne „transzendente Tiefe“ auskommt. Der Enunziator ist kein schöpferisch-handelndes Subjekt, in dessen auktoriale Verantwortung die Hermeneutik sprachliches Operieren stellt. Die textpragmatische Diskursanalyse betrachtet die Enunziation des Enunziators lediglich als temporale Grenze, als operationalen Knoten bzw. als Umschlagpunkt einer sich in der Zeit vollziehenden Differenz von Potentialität und Aktualität. Die Frage, wer enunziert, ist nur sekundär interessant. Die Theorie der Enunziation bezeichnet linguistisches Operieren also in seinem zeitlichen Ablauf, ohne eine transzendente Ebene intentionalen Handelns, sinnhafter Vernunft oder subjektiver Sinnkonstitution vorauszusetzen.

Eine Diskursanalyse, die mit einer Theorie der Enunziation arbeitet, braucht daher weder über subjektive Sinnwelt noch über vorgängige Sinnfundamente, aus denen sinnhaft Intendiertes hervorstiegt, zu spekulieren. Sinn ist ein instabiles, azentrisches, ursprungsloses Phänomen, das immer aufs Neue durch die Verbindung von materialer Sprachform und Enunziationssituation produziert wird – eine Verbindung, die natürlich wiederum nur als Differenz denkbar ist. Wenn die Enunziation also ein Enunziat zeitigt, dann handelt es sich um die Zitierung einer materialen Form in einer zeitlich bestimmten Enunziationssituation. Die materiale Form des Texts ist immer auf Kontext angewiesen, der zweierlei Gestalt annehmen kann: Entweder die materiale Form verweist auf Kontext, der selber Text ist – in diesem Fall spricht man auch von Kotext – oder die materiale Form verweist auf Kontext, der durch die personal, zeitlich und räumlich bestimmte Situation der Enunziation definiert wird. Für die Theorie der Enunziation ist v.a. der letztere Fall interessant, denn hier zeigt sich, wie die materiale Form ihren eigenen Vollzug reflektiert.

Benveniste hat mit Blick auf den deiktischen (von gr. *deignymi* „ich zeige“) Zusammenhang von materialer Form und Enunziationssituation die Bedeutung eines bestimmten Systems linguistischer Partikel hervorgehoben, das er den formellen Apparat der Enunziation nennt. Dieser Apparat – bei Karl Bühler das Origo-System des ich Ich-Hier-Jetzt (Bühler, *ST* 1965) – umfaßt diejenigen linguistischen Markierungen, die einen deiktischen Zusammenhang mit der Enunziationssituation herstellen. Im Sinne von William James' Unterscheidung von *showing* und *telling* müssen die materialen Formen des Texts daher in deiktische und nicht-deiktische Elemente unterschieden werden. Enunziate, die mit deiktischen Elementen operieren, sind erst in Bezug auf den durch die der Enunziationssituation personal, räumlich und zeitlich definierten Nullpunkt vollständig, während Enunziate, die mit nicht-deiktischen Elementen operieren, vollständig sein können, ohne ihre Enunziation zu reflektieren.

Die paradigmatischen Elemente des formellen Apparats der Enunziation sind das Personalpronomen „ich“ und die beiden Adverbien des Raums und der Zeit „hier“ und „jetzt.“ Diese drei Partikel fungieren als Zeigepartikel, die den personalen, räumlichen und zeitlichen

Nullpunkt, der durch die Enunziation definiert wird, indexikal bezeichnen. Mit anderen Worten: Ein Enunzate, das mit dem Partikel „ich“ operiert, zeigt auf die Enunzator-Person. Das „ich“ ist mit keiner bestimmten Person in der Welt fest verbunden; es handelt sich vielmehr um einen *shifter*, der durch die Enunziation einen deiktischen Zusammenhang mit der Enunzator-Person herstellt (Jakobson, 1995: 386ff.). Das Gleiche gilt für die Adverben „hier“ und „jetzt“, die einen deiktischen Bezug zum räumlichen und zeitlichen Nullpunkt der Enunziation herstellen. „Hier“ bezeichnet die räumliche Bestimmung der Enunziationssituation, wohingegen „jetzt“ auf deren zeitliche Bestimmung verweist. Ein Enunzate, das mit „hier“ und „jetzt“ operiert, kann also nur im deiktischen Zusammenhang mit dem spezifischen Raum und der spezifischen Zeit seiner Enunziationssituation Vollständigkeit herstellen.

Indem das System des Ich-Hier-Jetzt auf den personal-raum-zeitlichen Nullpunkt der Enunziationssituation verweist, unterscheidet es sich grundsätzlich von den Pronomen und Adverben Sie-Damals-Da. Diese Partikel, die nicht deiktisch auf die Situation, sondern anaphorisch (von gr. *ana ferein* „[den Text] hoch tragen“) auf Text verweisen, werden vollständig, indem sie auf antezedente Bestimmungen des Texts verweisen. Ein Enunzate, das mit „sie“ operiert, verweist auf eine antezedente Benennung eines weiblichen menschlichen Wesens und nicht auf den Nullpunkt einer personal bestimmten Enunziationssituation. Damit „sie“ vollständig ist, muß der Text also eine bestimmte Information über die Person enthalten haben, auf die sie sich beziehen kann. Nach diesem anaphorischen Mechanismus funktionieren auch „damals“ und „da.“ Der Zeitpunkt bzw. der Ort, der durch diese beiden Adverbien bezeichnet wird, muß durch antezedenten Text schon bestimmt sein, um qualifiziert zu werden. „Damals“ und „da“ nehmen also Bestimmungen auf, die innerhalb des Texts geleistet werden müssen und sich nicht deiktisch aus der Enunziation selbst ergeben.

Der formelle Apparat der Enunziation besteht nun nicht nur aus den drei Partikeln Ich-Hier-Jetzt, sondern umfaßt auch Partikel, die sich direkt vom System des Ich-Hier-Jetzt ableiten wie „du“, „dort“, „gerade eben“ bzw. „gleich“, darüber hinaus alle Derivate, die die semischen Merkmale von Ich-Hier-Jetzt aufweisen, also z.B. „mein“, „mich“, „dein“, „dich“ (nicht aber „sein“ und „ihn“), dann auch bestimmte adverbiale Ausdrücke wie „Meiner Meinung nach“, „Ehrlich gesagt“, sowie axiologische Konstruktionen, die nur in Beziehung auf den Nullpunkt der Enunziation bestimmt werden können, also etwa Bewertungen und evaluative Modalverben, und schließlich, und das gilt v.a. für das Französische, bestimmte Tempora, insbesondere das Präsens und auf das „jetzt“ der Enunziationssituation bezogene Perfektformen (vgl. Cervoni, 1987).

Alle diese Formen des formellen Apparats der Enunziation sind also deiktisch auf den durch die Enunziationssituation personal-räumlich-zeitlich bestimmten Nullpunkt bezogen. Enunzate, die mit diesem deiktischen Mechanismus arbeiten, sollen enunziative Enunzate heißen, wohingegen enunzive Enunzate ohne die linguistischen Markierungen der Enunziation operieren. Der entscheidende Punkt ist nun, daß enunziative Enunzate vollständig sein *können*, ohne anaphorisch auf antezedenten Text zu verweisen. Das klassische Beispiel für enunziative Enunzate ist die Sprechsituation, die von zwei Sprechpartnern – Lokutor und

Allokutor – gebildet wird. Der Sprecher, also der Lokutor kann die Sprechsituation ohne weiteres mit dem Personalpronomen „ich“ beginnen und sich mit „du“ an den Allokutor wenden, ohne daß dieses „ich“ und „du“ durch antezedenten Text bestimmt werden müßten. Allerdings, und dies muß ebenso berücksichtigt werden, kann deiktische immer in anaphorische Verweisung übersetzt werden. Von einer „Anaphorisierung“ der deiktischen Partikel kann man sprechen, wenn die durch den Nullpunkt der Enunziation geforderte Konfigurationsinformation nicht mehr durch die Situation selbst, sondern durch antezedenten Text bereitgestellt wird. Das Pronomen „ich“ etwa kann auch anaphorisch bestimmt werden. In einem solchen Fall wird das enunziative Enunziat statt auf den Nullpunkt der Enunziation auf antezedente enunzive Enunziate verweisen, die an die Stelle der Enunziationssituation treten.

Ein Beispiel für das Problem der unvollständigen Operation mit den Markierungen der Enunziation wäre der Fall, der eintritt, wenn jemand eine anonyme Email mit dem folgenden Text bekommt: „Ich sitze hier und möchte wissen, wie spät es jetzt ist.“ Durch die räumliche und zeitliche Trennung, die elektronische Kommunikation zwischen Lokutor und Allokutor herstellt, ist es dem Empfänger dieser Email nicht möglich, die personalen, räumlichen und zeitlichen Bestimmungen der Enunziationssituation zu definieren, auf die „ich“, „hier“ und „jetzt“ verweisen. Weil diese Email also von ihrer Enunziationssituation abgeschnitten ist, kann kein sinnvoller Verweisungszusammenhang hergestellt werden und das Enunziat bleibt unvollständig. Das Problem der anonymen Email kann aber durch die antezedente Ergänzung mit einem enunziven Enunziat folgendermaßen gelöst werden: „Es ist der 18. Januar 2001, 8:52, Arnold Meier sitzt zu Hause am Computer und schreibt die folgende Email: ‚Ich sitze hier und möchte wissen, wie spät es jetzt ist.‘“ Hier verweist das System des Ich-Hier-Jetzt nicht auf die Enunziationssituation, sondern anaphorisch auf antezedenten Text. Jedes enunziative Enunziat kann also in ein enunzives Enunziat umgewandelt werden, was enunzive Texte hervorbringt, die unabhängig von der Enunziationssituation, d.h. selbstreferential funktionieren können. Erst diese Möglichkeit begründet es, daß jedes enunziative Enunziat (also gesprochene Rede) in enunzive Enunziate (also schriftliche Texte) übersetzt werden kann, nicht aber umgekehrt.

Enunziative Enunziate können also grundsätzlich in selbst-referentiale Texte umgewandelt werden, die sich statt an den Allokutor einer Sprechsituation an LeserInnen richten, mit denen keine gemeinsame personal-raum-zeitlich bestimmte Enunziationssituation hergestellt werden braucht. Daß Texte unabhängig von einer bestimmten Enunziationssituation zirkulieren können, ist eine notwendige Bedingung nicht nur für die Möglichkeit der Schrift, sondern für Sprache überhaupt, denn nur so können sprachliche Inhalte auch außerhalb einer bestimmten Enunziationssituation wiederholt werden.

Verschriftete Texte können also mit dem System des Ich-Hier-Jetzt operieren, wenn sie ihre Verweisungen anaphorisch bzw. selbst-referential organisieren. Diese schriftlichen Texte sollen in Abgrenzung von enunziven Texten, die ohne den formellen Apparat der Enunziation auskommen, enunziative Texte genannt werden (Greimas und Courtès, *S* 1993: 124). Ein klassisches Beispiel für enunziative Texte sind protokollierte Sprechinteraktionen von

Lokutor und Alloktor, die in der Schriftform auf keine Enunziationssituation verweisen können und somit als reines Protokoll unvollständig bleiben. Bestimmte Diskurse (z.B. wissenschaftliche Diskurse) müssen Protokolle daher durch Anaphorisierung der deiktischen Partikel in selbstreferentielle Texte transformieren, um Texte zu generieren, die in ihrer Schriftform zirkulieren können.

Jedoch gibt es jenseits von Anaphorisierung und Protokollierung eine dritte Möglichkeit, enunziative Enunziate schriftliche Texte umzuwandeln. Dieser dritte Typ zeichnet sich durch einen Grad selbstreferentialer Verweisung aus, der weder in vollem Wortsinne als vollständig (durch Anaphorisierung) noch unvollständig (durch Protokollarisierung) gefaßt werden kann, sondern eine eigentümliche Zwitterstellung anzeigt. Diese Texte, die als pseudo-enunziativ bezeichnet werden können und die besonders typisch für einen bestimmten philosophisch-geisteswissenschaftlichen Diskurs sind, der im folgenden zu analysieren sein wird, lösen das Problem deiktischer Verweisung enunziativer Enunziate durch die Transzendentalisierung der personal-räumlich-zeitlichen Kategorien der Enunziationssituation. Transzendentalisierung bezeichnet hier den paradoxen Versuch, die durch das Ich-Hier-Jetzt System deiktisch bezeichnete Enunziationssituation durch eine Situation zu bestimmen, die für jede Person, jede Zeit und jeden Ort, d.h. universale Geltung beansprucht. Diese pseudo-enunziativen Texte basieren auf der Annahme einer universalen Enunziationssituation, in die *a priori* die deiktischen Partikel des formellen Apparats der Enunziation einrasten können. Diese Texte sind zum einen insofern selbstreferential, als die deiktisch geforderte Konfigurationsinformation der Enunziationssituation durch den paradoxen Verweis auf die universale Geltung des Ich-Hier-Jetzt-Systems bereitgestellt wird. Zum anderen wird ein originär deiktischer Verweisungszusammenhang etabliert, d.h. eine Verweisungszusammenhang, der eine deiktische Verbindung mit einer transzendentalen Welt herstellt, in der die Kategorien des Ich-Hier-Jetzt-Systems universale Geltung haben.

Diese dritte Lösung, die Transzendentalisierung der deiktischen Partikel, stellt eine textuale Strategie dar, die nicht nur die mittelalterliche Mystik und religiöse Diskurse auszeichnet. Auch für bestimmte Traditionen der kontinentaleuropäischen Geisteswissenschaft gehört die Transzendentalisierung der Kategorien des Ich-Hier-Jetzt-Systems zu einer konstitutiven textuellen Strategie, die als eine Basis für die „spontane Philosophie der Geisteswissenschaftler“ gelten kann (Althusser, 1974). So orientieren sich Subjekt- Lebens- und Bewußtseinsphilosophien, rekonstruktive Hermeneutiken, aber auch gewisse vermeintlich anti-idealistische Strömungen, wie positivistische oder verstehende Praxis- und Handlungstheorien, an dem Primat der Kategorien des Ich-Hier-Jetzt-Systems. Es ist hier nicht der Ort, um diese Diskurse, die im folgenden unter dem Oberbegriff des Humanismus rubriziert werden, genauer textanalytisch zu betrachten (vgl. Cossuttas aufschlußreiche Lektüeranleitung 1989). Was nun die spezifische Bedeutung – den „Skandal“ – von Derridas Dekonstruktion ausmacht, ist, daß Dekonstruktion die transzendentalen Strategien dieses humanistischen Diskurses analysiert und das Paradox herausarbeitet, das diese pseudo-enunziativen Texte in immer neuen Operationen zu lösen suchen. Das Paradox, das die humanistische Tradition sowohl voraussetzt als auch verdrängt,

besteht in dem Versuch, einen universalen Nullpunkt des Ich-Hier-Jetzt zu artikulieren, von dem aus eine transzendente Welt aufgespannt werden kann, in die die deiktischen Markierungen des alteuropäischen Diskurses der Geisteswissenschaften einrasten können. Diese deiktische Verweisungslogik produziert einen Effekt transzendentaler Subjektivität, der in dem Paradox des universalen Ich-Hier-Jetzt Nullpunkts gründet. Der diskursive Raum, dessen Koordinaten sich von diesem Nullpunkt aus definieren, muß in einem transzendentalen Fluchtpunkt verankert werden, der die Welt als einen um ein transzendentales Subjekt zentrierten Sinnkosmos ordnet.

An dieser Stelle kann nun die Bedeutung von Derridas Dekonstruktion von Logozentrismus und von der Metaphysik der Präsenz umrissen werden. Logozentrismus ist Derridas Bezeichnung für eine philosophische Tradition, die von dem Vorrang gesprochener Rede, der sinnkonstitutiven Kraft intentionalen Bewußtseins bzw. des sprechenden Subjekts ausgeht. Logozentrische Begriffssysteme operieren aber nicht nur mit der hierarchischen Binäroption zwischen dem transzendentalen Subjekt („ich“) und einem nicht-subjektiven Unterschiedenen, sondern sie privilegieren durch die Sublimierung der deiktischen Partikel „hier“ und „jetzt“ „Präsenz“ vs. Nicht-Präsenz. Die dekonstruktive Bewegung der *différance* setzt an dem Punkt ein, wo durch die minutiöse Lektüre des philosophischen Texts klar wird, daß auch pseudo-enunziative Texte Sinn unweigerlich selbstreferential produzieren müssen, d.h. anaphorisch durch Kotext und nicht durch den Bezug auf eine transzendente Enunziationssituation. Jeder philosophische Begriff muß demnach notwendig durch das von ihm Unterschiedene definiert werden.

Verkürzt läßt sich das Vorgehen von Dekonstruktion folgendermaßen zusammenfassen: Man betrachte ein philosophisches System, entnehme diesem ein Element, dem ein transzendentaler Status zugesprochen wird und das als Zentrum oder Ursprung des Systems fungiert (etwa „Stimme“ oder „Präsenz“), und zeige dann, daß der Text dieses Element nur in der Differenz mit anderen Elementen erzeugen kann. Weil jeder Text in seinem operativen Spiel der Differenz Vorrang vor Identität einräumen muß, muß ein Supplement – ein ungewollt, aber nichtsdestotrotz notwendig Unterschiedenes – die vermeintlich reine Ursprünglichkeit des transzendentalen Zentrums parasitär bewohnen. Nicht nur kann nun die Hierarchie, die der Text zwischen dem transzendentalen Zentrum und seinen supplementären Unterscheidungen etabliert, dekonstruiert werden. Es zeigt sich auch die *notwendig* aporetische Basis, die das ganze System der philosophischen Oppositionen konstituiert (Derrida, *Gr* 1967, *VeP* 1967, *ÉeD* 1967, *M* 1972).

Dekonstruktion ist damit nicht nur eine beliebige weitere Philosophie, sondern stellt den Versuch einer fundamentalen Reflexion der philosophischen Tradition dar, die so meine These, nur vor dem historischen Hintergrund spezifisch konfigurierter Produktionsverhältnisse zu verstehen ist. Ich möchte hier also den ersten Teil meines Vortrags – den Versuch einer textanalytischen Umreißung der textualen Strategien der Diskurse des philosophischen Humanismus und dekonstruktiver Lektüren – abschließen und zum zweiten Teil überleiten, in dem die Frage der Bedingungen symbolischer Produktion im Mittelpunkt stehen wird.

Das Feld und die Bedingungen symbolischer Produktion

Die textpragmatische Diskursanalyse, die ich vorstellen möchte, soll sich nämlich nicht in linguistisch informierten Textanalysen erschöpfen, sondern gerade die Historizität des Diskurses, d.h. die feldspezifischen Produktionsbedingungen und –weisen betrachten, in denen Diskurse entstehen. Ich stütze mich hierbei, wenn nicht auf die Buchstaben, so doch auf den Geist von Pierre Bourdieus Intellektuellensoziologie und seine Theorie der Felder symbolischer Produktion (Bourdieu, 1966, *HA* 1984, *RA* 1992). Das Ziel wird darin bestehen zu zeigen, inwiefern eine bestimmte historische Produktionsweise einen gewissen Horizont diskursiver Möglichkeiten vorgibt, oder, anders ausgedrückt, in welchen Produktionsverhältnissen mit welche Texttypen operiert werden kann.

Die Besonderheit der französischen Situation liegt vielleicht darin begründet, daß es nicht, wie in den meisten anderen Industrieländern des Westens, zwei autonome Hauptfelder symbolischer Produktion gibt, ein akademisches und ein medial-journalistisches Feld. Zumindest für die Zeit zwischen der 1898 beginnenden Dreyfus-Affäre und Foucaults Tod 1984 muß von einem dritten Feld symbolischer Produktion ausgegangen werden, das zwischen den beiden anderen verortet ist und einer Produktionslogik folgt, die von den den anderen beiden strikt unterschieden werden muß. Es handelt sich um das modernistische Feld symbolischer Produktion, das in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts das Sammelbecken für die historische Avantgarde war. In der Nachkriegszeit durchlief das modernistische Feld drei symbolische Hochkonjunkturen, die zur Theoretisierung, Akademisierung und schließlich zum Kollaps des Felds führten. So setzte nach 1945 ein Prozeß der Theoretisierung ein, der dieses Feld in zunehmend spannungsgeladene Konkurrenz mit dem akademischen Feld brachte. Mit der Hochkonjunktur von Sartres existenzialistischer Philosophie-Literatur setzte sich eine zunehmend theoretisch-neoavantgardistische Orientierung durch, die die literarisch-künstlerische Orientierung der historischen Avantgarde allmählich in den Hintergrund drängte. Sartre gelang es also in den Jahren unmittelbar nach dem 2. Weltkrieg nicht nur die Nachfrage nach legitimen literarisch-künstlerischen Gütern zu bedienen, sondern auch Philosophie zu produzieren, deren Legitimität von akademischen ProduzentInnen anerkannt werden mußte (vgl. Boschetti, 1984).

Der eigentliche Showdown zwischen den beiden Feldern setzte aber erst mit der zweiten Hochkonjunktur ein. Mit dem rapiden Aufschwung der „sciences humaines“ zwischen 1965 und 1967 wurde die traditionelle literarisch-künstlerische Orientierung des modernistischen Felds durch einen theoretisierten und szientifizierten Diskurs ersetzt. Als Leitbild für diese Umstellung diente das theoretische Modell der strukturalen Linguistik sowie textualistische Theorien wie die von Derrida, Barthes und Kristeva. Anfang der 70er Jahre mündete diese zweite Hochkonjunktur in eine zweite Periode, in der der rigorose wissenschaftliche Gestus des strukturalistischen Modells in Frage gestellt wurde, Theorien des Verlangens entstanden und ein radikalisiertes Textualismusmodell entwickelt wurde. Die dritte Hochkonjunktur, die unter dem Eindruck von Bourdieus Soziologie steht, beginnt ab Mitte der 80er Jahre und

zeugt, wenn nicht vom Kollaps des modernistischen Felds, so doch zumindest von dessen weitgehender Durchakademisierung. Schon mit Foucaults Tod 1984 war bei vielen Intellektuellen, die in den 60er und 70er Jahren hohe symbolische Profite auf dem Theoriemarkt des modernistischen Felds erzielt hatten, ein Prozeß der Rekonversion in die symbolische Logik des akademischen Felds abgeschlossen (Dosse, 1992).

In meiner Dissertation konzentriere ich mich nun auf die bedeutendste Hochkonjunktur des modernistischen Felds: den Aufschwung der „sciences humaines,“ der von erbitterten Auseinandersetzung zwischen den etablierten akademischen Geisteswissenschaftlern und den aufstrebenden Anthropologen, Semiotikern und Sozialwissenschaftlern begleitet war. Die Bedeutung von Derridas Philosophie muß vor diesem Hintergrund der zunehmenden Konkurrenz zwischen akademischem und modernistischen Feld gesehen werden. Anders als es fachwissenschaftliche und mediale Diskurse hierzulande bisweilen dargestellt haben, darf Derridas Dekonstruktion nicht als originäres Projekt des modernistischen Felds betrachtet werden. Angesichts des Drucks auf die akademischen Philosophen der Zeit, ihre humanistische Orientierung auf rigorose Wissenschaftlichkeit umzustellen, handelt es sich bei Derridas Dekonstruktion vielmehr um den Versuch der Rettung des klassischen Philosophiekanons durch dessen Übersetzung in den modernistischen Diskurs der „sciences humaines.“ Während die meisten anderen ProduzentInnen seiner Generation wie Aron, Lévi-Strauss, Foucault, Bourdieu – alles ehemalige Philosophen – zu entschiedenen Vertretern der „sciences humaines“ konvertierten, blieb Derrida wie auch Deleuze, Althusser und Lefebvre der Philosophie verpflichtet. Für die Intellektuellen der Zeit konnte die Treue zur Philosophie und der Anspruch allgemeiner Anerkennung nur vereinbart werden, indem der existierende humanistische Mainstream einer gründlichen Kritik unterzogen wurde und symbolische Güter produziert wurden, die auch auf dem modernistischen Markt der Theorien zirkulieren und Profite akkumulieren konnten.

Um die Historizität der Kontroverse um den Aufschwung der „sciences humaines“ zu begreifen und die ausgelösten Konflikte diskursanalytisch zu untersuchen, möchte ich auf die Bedingungen symbolischer Produktion des akademischen Felds eingehen und in einem zweiten Schritt die Situation des modernistischen Felds betrachten. Zunächst möchte ich aber ausgehend von Bourdieu eine Feldtheorie symbolischer Produktion entwickeln, die es erlaubt zu erklären, warum gerade im akademischen Feld der Zeit die klare Neigung dominierte, die Kategorien des formellen Apparats der Enunziation zu transzendentalisieren.

Nach Bourdieu kann ein Feld weder als abgeschlossene Sinnwelt noch als kollektives Subjekt betrachtet werden; es konstituiert sich vielmehr durch ein hierarchisches System von Relationen. Erst die Relationen zwischen den Produzenten im Feld konstituieren das, was der Produzent im Feld effektiv *ist*. Die ProduzentIn ist kein Subjekt-Wesen, das außerhalb der Relationen, Unterscheidungen und Beziehungen, in denen er steht, existiert. Für Feld und Text gilt also gleichermaßen das Primat der Differenz über die Einheit. Die Frage, die ich im folgenden also behandeln möchte, ist, wie ein feldspezifisches System von Differenzen zwischen Produzierenden mit bestimmten Systemen linguistischer Differenzen operiert, oder, kurz gefaßt, in welchen feldspezifischen Produktionsverhältnissen welche Diskurse entstehen.

Als die für das akademische Feld konstitutive Differenz möchte ich die pädagogische Beziehung betrachten. Damit ist nicht gesagt, daß das Feld sich ausschließlich aus Beziehungen zwischen Lehrer und Schüler aggregiert, sondern nur, daß die Beziehung zwischen Lehrer und Schüler eine institutionelle Bedingung für die Produktion und Reproduktion des Felds ist. (Die ProduzentInnen des Felds gehen also auch andere Beziehungen als pädagogische miteinander ein. Doch um in das Feld einzutreten und dort erfolgreich mitzuspielen, muß grundsätzlich jede ProduzentIn eine pädagogische Beziehung herstellen und sich als SchülerIn in ein Lehrverhältnis begeben.)

Am Problem der Lehrer-Schüler-Beziehung sieht man, wie fragwürdig Theorien sind, die das Subjekt als wesenhaftes Fundament einer Sinnwelt bzw. als Ursprungsinstanz für das Sinneine postulieren. Eine Person A ist nämlich nicht unabhängig „Schüler“ von einer anderen Person B, die als der „Lehrer“-Gegenpol fungiert. Würde A mit B eine pädagogische Beziehung aufbauen, in der B „Schüler“ ist, wäre A kein „Schüler“, sondern „Lehrer.“ Daß dies kein künstliches Problem ist, zeigt sich daran, daß die meisten symbolischen ProduzentInnen keinerlei Schwierigkeit haben, beides zugleich zu sein. Vormittags ist der Student gegenüber dem Professor „Schüler“, nachmittags in der Nachhilfestudent für den Gymnasiasten ist er dagegen „Lehrer“, und zwar ohne, daß man von irgendwelchen Identitätsbrüchen ausgehen muß. Dasselbe trifft auch für die Mehrheit der akademischen ProduzentInnen zu. Entscheidend ist, welche Beziehung betrachtet wird, um zu bestimmen, was die Person aktuell darstellt. Schüler bzw. Lehrer bezeichnen kein stabiles Subjektwesen, das man von innen ausleuchten könnte. Was sie als akademische ProduzentIn auszeichnet, ist nicht ihre Subjekthaftigkeit, sondern ihr Vermögen mit anderen ProduzentInnen des Felds in pädagogische Beziehungen einzutreten – ein System von Dispositionen, das Bourdieu Habitus nennt.

Bourdieu hat mit seiner Habitus­theorie gezeigt, daß ProduzentInnen bestimmte Dispositionen aufweisen müssen, um in einem Feld „spontan“ und angemessen zu agieren. Gerade für das akademische Feld ist die Ausbildung eines feinkalibrierten Habitus eine wichtige Voraussetzung, um in der Konkurrenz um die höchsten Güter erfolgreich zu sein. Die spezifische Eigenart des akademischen Habitus ist es, daß er die reibungslose Lösung der komplexen Probleme einer pädagogischen Beziehungen ermöglicht und in den Interaktionen zwischen den ProduzentInnen eine automatische Klärung des Schüler-Lehrer-Verhältnisses bewirkt. Jedoch fügt der akademische Habitus die ProduzentIn nicht nur erfolgreich in eine Lehrer-Schüler-Beziehung ein. Er beeinflusst auch in gewissem Sinne die Art der Produktion und Konsumtion der symbolischen Produkte des Felds. Diese These bedarf weiterer Erläuterung, weil Bourdieus Homologiethe­se, wonach die Relationen des Felds und seiner symbolischen Produkte homolog sein müssen, m.E. Gefahr läuft, die Strukturen der symbolischen Produkte auf die Verhältnisse des Felds zu reduzieren. Ich möchte daher zunächst versuchen, die Funktion, die die symbolischen Produkte in der pädagogischen Beziehung übernehmen, zu bestimmen und dann betrachten, auf welche spezifische Art und Weise die Differenzen des Texts die Differenz zwischen Lehrer und Schüler verarbeiten.

Zugespitzt lautet meine Argumentation folgendermaßen: Insofern das akademische Feld auf dem elementaren Beziehungssystem zwischen Lehrer und Schüler basiert, zielt akademische Produktion in erster Linie auf die Produktion von Nichtdifferenz, d.h. auf die Reproduktion von in der Vergangenheit des Feld produzierten Differenzen und Unterscheidungen. Die reproduktive Orientierung des akademische Felds erstreckt sich sowohl auf die Reproduktion der die symbolischen Produkte maßgeblich organisierenden Unterscheidungen als auch auf die Reproduktion der Produktionsverhältnisse zwischen den ProduzentInnen. Reproduktion soll weder mit geistig anspruchslosem Wiederkäuen überkommener Traditionen assoziiert werden noch eine „autoritäre“ Formung des akademischen Habitus der symbolischen ProduzentInnen. Reproduktion meint vielmehr die Produktion von Nichtdifferenz, was drei Ebenen berührt: 1) in bürokratischer Hinsicht meint Nichtdifferenz das Hineinwachsen des Schülers in die bürokratisierten hierarchischen Verhältnisse des universitären Produktionsapparats, 2) auf symbolischer Ebene bedeutet Nichtdifferenz die Herstellung einer Kontinuität akademischer Traditionen durch die symbolische Wiederholung der die hegemonialen Diskurse des Felds organisierenden Operationen und Differenzen und 3) auf kommunikativer Ebene bedeutet Nichtdifferenz die Konstituierung eines konsensualen Öffentlichkeitsraums zwischen Lehrer und Schüler (für eine Metatheorie der pädagogischen Beziehung s. Habermas, 1981). Die pädagogischen Beziehungen des akademischen Felds betreffen also nicht nur die Ebene symbolischer Produktion („Text“), sondern auch die Reproduktion des Produktionsapparats („Universität“).

Mit Blick auf die Frage, warum gerade in diesen Produktionsverhältnissen transzendente Subjektivität diskursiv enaktiert wird, ist der Verweis auf den spezifischen institutionellen Aufbau der Produktionsapparate, in denen sich die ProduzentInnen bewegen, wenig fruchtbar. Um einen solchen Reduktionismus zu vermeiden, will ich zeigen, daß transzendente Subjektivität ein diskursives Produkt der spezifischen Öffentlichkeitsräume ist, die nur vor dem Hintergrund einer spezifischen räumlichen Verfassung des Felds möglich sind.

Für das akademische Feld gilt, daß die pädagogischen Verhältnisse zwischen den einzelnen symbolischen ProduzentInnen in hohem Maße bürokratisiert sind, daß diese stabile pädagogische Funktionen ausführen und langfristig geregelte Sprechfunktionen übernehmen. Indem im akademischen Feld bürokratisch qualifizierte ProduzentInnen miteinander kommunizieren, werden der Lehrer als Lokutor-Ich und der Schüler als Allokutor-Du dauerhaft installiert und Diskursräume konstituiert, die als Ich-Du-Öffentlichkeiten bezeichnet werden können. Weil die Sprechfunktionen von Lokutor und Allokutor bürokratisch fixiert sind und die ProduzentInnen qua bürokratischer Funktion dauerhaft nur die eine *oder* die andere Funktion ausführen, muß die Ich-Du-Öffentlichkeit der pädagogischen Beziehung als eine wichtige institutionelle Bedingung für die Produktion von Nichtdifferenz betrachtet werden, also für die Reproduktion des bürokratischen Apparats, für die symbolische Herstellung von Kontinuität durch Wiederholung und für die Durchsetzung kommunikativen Konsenses.

Wir sind jetzt an dem Punkt, wo einsichtig wird, welche Bedingungen symbolischer Produktion die symbolische Produktion des akademischen Felds dazu zwingen, mit den deiktischen Markierungen der Enunziation zu operieren und einen Effekt transzendentaler Subjektivität zu produzieren. Indem Lehrer und Schüler auf bestimmte dauerhafte Sprechfunktionen bürokratisch verpflichtet werden, wird ein Ich-Du-Öffentlichkeitsraum hergestellt, der wie eine Lokutor-Allokutor-Sprechsituation bestimmt werden kann. Da also im Ich-Du-Öffentlichkeitsraum der pädagogischen Beziehung die Sprechfunktionen zwischen den ProduzentInnen dauerhaft geregelt sind, können die symbolischen ProduzentInnen auf der naturwüchsigen Basis einer Lokutor-Allokutor-Sprechsituation kommunizieren, deren Enunziationssituation deiktisch reflektiert werden kann.

Der Ich-Du-Öffentlichkeitsraum der pädagogischen Beziehung ist ein Strukturmerkmal des akademischen Raums, das nun gerade *nicht* immer konkrete interaktive Sprechsituation voraussetzt, um diskursiv wirksam zu werden. Für den Diskurs der Geisteswissenschaften ist es ja konstitutiv, daß über verschriftete Texte kommuniziert werden muß, und daher wirft der implizite Maßstab des Ich-Du-Öffentlichkeitsraums der pädagogischen Beziehung das Problem der deiktischen Organisation der produzierten Texte auf, das letztendlich nur über die Transzendentalisierung der Kategorien des formellen Apparats der Enunziation gelöst werden kann.

Bevor ich nun zu den Diskursen des modernistischen Felds überleite, möchte ich noch etwas genauer die Strukturierung des akademischen Diskursraums beschreiben, in dem Ich-Du-Öffentlichkeitsräume möglich sind. So läßt sich mit Deleuze und Guattari die räumliche Verfassung des akademischen Felds als „gefurchter bzw. geriffelter Raum“ charakterisieren. Um das Konzept des „gefurchten Raums“ zu illustrieren, bemühen Deleuze und Guattari das Beispiel des Schachspiels und dessen Möglichkeiten territorialer Bewegungen. Für das Schachspiel gilt, daß die Figuren das Schachbrett als hierarchisch territorialisierte Matrix erschließen. Jede Figur zeichnet sich durch eine bestimmte Funktion aus, die ihr eine relative Macht und eine feste Stellung im Spiel sichert. Nach Deleuze und Guattari sind die Beziehungen zwischen den Figuren „institutionalisiert, reguliert, kodiert“ und erzeugen „einen geschlossenen Raum,“ der mit möglichst wenig Figuren möglichst vollständig besetzt werden muß (Deleuze und Guattari, *MP* 1980: 436).

Ganz anders im Fall von Go, dem chinesischen Spiel mit den Plättchen, die über ein Brett verteilt werden. Die räumliche Verfassung dieses Spielbretts kann als Beispiel für einen „glatten Raum“ gelten. „Bei Go geht es darum, sich in einem offenen Raum zu verteilen, Raum zu halten, die Möglichkeit zu bewahren, in jedem beliebigen Ort aufzutauchen: die Bewegung geht nicht mehr von einem Punkt zum anderen, sondern wird zu einem ständigen Fluß ohne Start und ohne Ziel“ (Deleuze und Guattari, *MP* 1980: 437).

Der „glatte Raum“ von Go ist nun eine gute Beschreibung für den Diskursraum des modernistischen Felds. Im Gegensatz zum „gefurchten Raum“ des akademischen Felds fehlen dem „glatten Raum“ des modernistischen Felds die spezifischen Funktionen, die die ProduzentInnen mit einer bestimmten Position identifizieren. Die Sprechrollen von Lokutor und Allokutor können daher keine ProduzentIn dauerhaft personal qualifizieren; die

kommunikative Rollenverteilung kann in dem dauernden Spiel der Verteilung, Bindung und Auflösung kommunikativer Beziehungen keine dauerhafte Gestalt annehmen. In diesen Produktionsverhältnissen bildet sich kein Ich-Du-Öffentlichkeitsraum, der als Maßstab für die universale Geltung einer einheitlichen Sprechsituation gelten kann. Der Öffentlichkeitsraum, der sich hier bildet, basiert vielmehr auf einer sich permanent verändernden Rollenverteilung kommunikativer Funktionen. Das elementare Beziehungssystem des modernistischen Felds ist daher auch nicht wie im Falle von Lehrer und Schüler bürokratisch qualifiziert, sondern erinnert, wenn man so sagen kann, an die Beziehung zwischen Verkäufer und Käufer.

Die Beziehung zwischen Verkäufer und Käufer muß, wie soll es anders sein, rein relational verstanden werden. Jeder Verkäufer braucht, um Verkäufer zu sein, einen Käufer und umgekehrt. Eine ProduzentIn kann ohne weiteres beides zugleich sein, je nach Beziehungsnetz, in das sie eingebunden ist. Ein reines Verkäuferwesen, das abgeschlossen für sich existiert, gibt es nicht. Vielleicht läuft die Entscheidung für dieses aus der Geschäftswelt entlehnte Begriffspaar Gefahr, eine gewisse unterschwellige Projektion des humanistischen Diskurses zu bedienen, die die symbolische Produktion des modernistischen Felds an profanen kommerziellen Interessen orientiert sieht. Nun sei einmal dahingestellt, ob akademische ProduzentInnen kein kommerzielles Interesse haben; worum es geht, ist die Differenz zwischen einer Lehrer-Schüler und einer Verkäufer-Käufer Beziehung zu bezeichnen. Während Lehrer und Schüler bürokratisch qualifiziert sind, ist die Beziehung zwischen Verkäufer und Käufer ephemer und kontingent. Sie wird ja erst auf dem freien Markt symbolischer Güter enaktiert, der es erlaubt, jederzeit neue Beziehungen zu knüpfen und alte zu lösen.

Im Gegensatz zur pädagogischen Beziehung, die auf die Produktion von Nichtdifferenz, d.h. Reproduktion zielt, orientiert sich die Beziehung des symbolischen Tauschs an der Produktion von Differenz. Es geht auf symbolischer Ebene nicht um die symbolische Herstellung von Kontinuität, sondern um den Bruch mit der Vergangenheit und um Formen institutionalisierten Nonkonformismus im Verhältnis zu den konkurrierenden ProduzentInnen des Felds; und auf kommunikativer Ebene nicht um die Erzielung eines kommunikativen Konsenses, sondern um die Positionierung im Feld durch Angriff, Konflikt und Skandal.

Angesichts dieser Produktionsbedingungen werden Texte problematisch, die einen Effekt transzendentaler Subjektivität produzieren. Enunziative und pseudo-enunziative Texte können hier nicht zirkulieren, weil die Bedingungen für die Artikulation eines enunziativen Nullpunkts fehlen, auf denen diese Markierungen verweisen könnten. Für den theoretisch-neoavantgardistischen Diskurs des modernistischen Felds nach dem zweiten Weltkrieg rückt der Text selbst, d.h. der Text in seiner ästhetischen Materialität, als reine Oberfläche bzw. als formale Differenz, in den Mittelpunkt des theoretischen Interesses. Als Pendant des humanistischen Diskurses etablierte sich im modernistischen Feld nach dem zweiten Weltkrieg daher ein textualistischer Diskurs, dem es um die Theoretisierung dieses enttranszendentalisierten Textmodells zu tun war.

Derrida bewegt sich an der Grenze der beiden Felder und unternimmt den spannungsreichen Versuch, zwischen beiden Diskursen zu vermitteln und die Mechanismen

für das gegenseitige Nichtverstehen von humanistischem und textualistischem Diskurs offenzulegen (vgl. Maingueneau, 1984). Letztlich muß vom Mißerfolg seines Projekts ausgegangen werden, da es ihm aus Gründen, auf die ich hier nicht eingehen kann, weder gelang, theoretische Anschlußfähigkeit an den humanistischen noch an den modernistischen Diskurs herzustellen (vgl. Lamont, 1987). Wie auch bei vielen seiner modernistischen Kollegen, v.a. Foucault, Barthes und Sollers setzt ab Mitte der 70er Jahre ein Prozeß akademischer Rekonversion vom modernistischen ins akademische Feld ein, der in den 80er Jahren mit dem Kollaps des modernistischen Felds endete.

Konklusion

Ich möchte zum Schluß kommen, indem ich die Ergebnisse kurz zusammenfasse. Der erste Teil meiner Untersuchung geht von den beiden Unterscheidungen Sprachbau – Diskurs, Enunziation – Enunziat aus und nimmt am Beispiel von Jacques Derridas dekonstruktiven Lektüren des philosophischen Kanons eine textanalytische Untersuchung der Diskurslogiken des akademischen und des modernistischen Felds der Zeit vor. Es wurde gezeigt, wie deiktische Verweisungen die Texte des humanistischen Diskurses organisieren und einen Effekt transzendentaler Subjektivität zeitigen. Der zweite Teil betrachtet die institutionellen Bedingungen symbolischer Produktion und versucht eine Theorie für die Frage zu formulieren, warum die geisteswissenschaftlichen Texte des akademischen Felds zur Transzendentalisierung der Kategorien des formellen Apparats der Enunziation neigen, das modernistische Feld dagegen den textualistischen Diskurs der ursprungslosen Differenz produziert. Ausgehend von den elementaren Beziehungssystemen der jeweiligen Felder wurden deren spezifische räumliche Verfassungen umrissen und betrachtet, welche Diskurs- und Öffentlichkeitsräume möglich sind. Für das akademische Feld, das auf der konstitutiven Beziehung zwischen Lehrer und Schüler aufbaut, ist ein Ich-Du-Öffentlichkeitsraum charakteristisch, der als enunziativer Nullpunkt für den deiktisch zentrierten Kosmos des humanistischen Diskurses fungiert. Der konstitutive Öffentlichkeitsraum des modernistischen Felds dagegen basiert auf der Verkäufer – Käufer Beziehung, deren kontingent-ephemere Sprechrollenverteilung die Entstehung von transzendentalen Subjektivitätseffekten unterdrückt und stattdessen textualistische Theoriereflexion ermöglicht.

Selbstkritisch möchte ich auf einen Mangel eingehen, der den vorgestellten Text charakterisiert. Sicher können die behandelten Texte auch mit Blick auf die Bedeutungen, die sie hervorbringen, analysiert werden. Vielleicht hat meine Analyse der deiktischen Ökonomie des Texts den Eindruck erweckt, philosophische Texte könnten nur als Apparate bedeutungsleerer Differenzen und Oppositionen untersucht werden. Dies wäre ein falscher Eindruck, aber die Frage, wie Texte Bedeutung generieren, ist eine Frage, die nur mit komplexeren Differenzmodellen betrachtet werden kann. Ich möchte hierzu insbesondere auf die elementare Bedeutungsstruktur von Greimas' semiotischem Viereck verweisen, das ich an anderer Stelle vorgestellt habe.

Vielleicht wollen wir Soziologen es nicht wahrhaben, aber auch unser Gegenstand läßt sich nur durch Texte erschließen und auch Soziologie muß geschrieben werden. Die differenztheoretische Methodologie der Diskursanalyse trägt diesem Umstand Rechnung, und zwar ohne spekulative Überlegungen über das Subjekt, mystische Sinnerfahrungen und abgeschlossene Lebenswelten anstellen zu müssen. Wenn wir Texte – und das ist der rote Faden meiner Arbeit – nicht als Behältnisse von transzendentaler Wahrheit betrachten, dann können wir sie als das lesen, was sie eben sind: nämlich Texte, deren konstitutive Differenzen und Oppositionen es mit der gebotenen Rigorosität, d.h. methodisch-reflexiv zu analysieren gilt.

Literaturverzeichnis

- Althusser, Louis (1974[1967]): *Philosophie et philosophie spontanée des savants*. Paris: Maspero.
- Barthes, Roland (1994[1970]): "Écrire, verbe intransitif?". *Roland Barthes. Œuvres complètes*. Paris: Le Seuil, S. 973-980.
- Benveniste, Émile (1966): *Problèmes de linguistique générale, 1*. Paris: Gallimard.
- (1974): *Problèmes de linguistique générale, 2*. Paris: Gallimard.
- Boschetti, Anna (1984): *L'impresa intellettuale. Sartre e "Les Temps modernes"*. Bari: Edizioni Dedalo.
- Bourdieu, Pierre (1966): "Champ intellectuel et projet créateur." *Les Temps modernes*, 246: 865-906.
- (1984): *Homo Academicus*. Paris: Minuit.
- (1992): *Les Règles de l'Art. Genèse et structure du champ littéraire*. Paris: Le Seuil.
- Bühler, Karl (1965[1934]): *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Stuttgart: Gustav Fischer.
- Cervoni, Jean (1987): *L'Énonciation*. Paris: PUF.
- Clifford, James und George E. Marcus (eds.) (1986): *Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography*. Berkeley, Los Angeles, London: University of California Press.
- Cossutta, Frédéric (1989): *Éléments pour la lecture des textes philosophiques*. Paris: Bordas.
- de Man, Paul (1979): *Allegories of Reading: Figural Language in Rousseau, Nietzsche, Rilke, and Proust*. New Haven: Yale UP.
- Deleuze, Gilles und Félix Guattari (1980): *Mille plateaux*. Paris: Minuit.
- Derrida, Jacques (1967): *De la grammatologie*. Paris: Minuit.
- (1967): *La voix et le phénomène*. Paris: Quadrige/PUF.
- (1967): *L'écriture et la différence*. Paris: Le Seuil.
- (1972): *Marges de la philosophie*. Paris: Minuit.
- Dosse, François (1992): *Histoire du structuralisme. Vol. I*. Paris: La Découverte.
- Ducrot, Oswald (1984): *Le Dire et le dit*. Paris: Minuit.
- Eco, Umberto (1997[1979]): *Lector in fabula. La cooperazione interpretativa nei testi narrativi*. Milano: Bompiani.
- Ferraris, Maurizio (1997[1988]): *Storia dell' Ermeneutica*. Milano: Bompiani.
- Greimas, Algirdas Julien und Joseph Courtès (1993[1979]): *Sémiotique. Dictionnaire raisonné de la théorie du langage*. Paris: Hachette.
- Habermas, Jürgen (1981): *Theorie des kommunikativen Handelns*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Hjelmslev, Louis (1974[1943]): *Prolegomena zu einer Sprachtheorie*. München: Max Hueber Verlag.
- Jakobson, Roman (1995[1990]): *On Language*. Cambridge, MA; London: Harvard University Press.
- Kerbrat-Orecchioni, Catherine (1980): *L'Énonciation. De la subjectivité dans le langage*. Paris: Armand Colin.
- Lamont, Michèle (1987): "How to become a dominant French philosopher: The case of Jacques Derrida." *American Journal of Sociology*, (3): 584-622.
- Mangueneau, Dominique (1984): *Genèses du discours*. Bruxelles: Pierre Mardaga.
- Saussure, Ferdinand de (1985[1916]): *Cours de linguistique générale*. Paris: Payot.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (1988): "Can the Subaltern Speak?" In: Cary Nelson und Lawrence Grossberg (Hrsg.). *Marxism and the Interpretation of Culture*. Urbana: University of Illinois Press, S. 271-313.